



Sonnabend, am 13. Juli 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

Der neue Adel.

Viel Reiter kommen angesprenget
Fein paradirend steigt das Ross;
Mit goldnen Tressen reich behänget
Ist Herrenprunk ein Dienertroß.

Drauf kommt ein Wagen, hohe Kasse
Zieh'n ihn von Golde ganz umbtzt,
Weit, groß und breit ist die Karosse,
Auf hohem Thron der Lenker sitzt.

In ungarischem Zeuge prangen
Die Ross', vor üpp'ger Jugend scheu,
An aller Rieme Spitzen hängen
Dukaten, von Gepräge neu.

Sie tönen hellen Klang's und singen
Dem feisten Herrn im Wagen zu;
Ob auch sie laut und lustig klingen,
Nicht stört gewöhnter Klang die Ruh.

In ritterlichen Nachtgefühlen
Prunkt er in goldner Rüstung ganz,
Doch blickt ein Busch von Gänsekielen
Auf seines Helmes goldnen Glanz.

Die Lanze hält er balancirend,
Zwei Schalen sind daran gehängt,
Er blicket pssiffig, speculirend,
Er zählet, rechnet, sinnt und denkt.

Zum Holzstab greift er statt des Schwertes,
Nicht Handel, Handel sucht er mild,
Der Stab ist Schwert, ein vielbewährtes,
Noth ist, ein Goldfisch d'rin, sein Schild.

Es steh'n vor ihm mit scheuen Blicken
Fünf Diener, silbern austaffirt,
Sie beugen immer sich und bücken
Sich vor dem Herrn, der sie regiert.

Jedwede Hand, jedwedes Auge
Hat seine Diener und das Haupt,
Daß nicht der Herr zu sprechen brauche,
Ein Wort ihm leicht die Ruhe raubt.

An unterm hochgebauten Wagen
Läuft schnell ein stinkes Dienerpaar,
Es lauscht, ob stampfend möge sagen
Des Herren Fuß den Willen klar.

Leichtfüßig hüpfet hinterm Wagen
Ein Knappentroß, dem Herren gleich
Stolziren sie, das Schwert zu tragen
Von Holz zwar, doch an Gold so reich.

Dann fährt nachlässig hingestreckt
Die hohe, gnäd'ge Edelfrau,
Mit Ringen ist die Hand bedeckt,
Mit Seide schwer der Glieder Bau.

Ein blanker Silberharnisch leget
Sich an den glatten Schmerlenleib,
Die keck gehobne Stirne trägt
Den Helm; sie ist halb Mann, halb Weib.

Ein Büchlein hält sie vor den Augen,
Drauf heftet sie den gier'gen Blick;
Doch lange mag es auch nicht taugen,
Die Langeweile kehrt zurück.

Die Dienerinnen allzeit fertig
 Schau'n, lauschen der Gebieterin,
 Des Winks, des Stampfens stets gewärtig
 Spricht Furcht, bald Hohn aus ihrem Sinn. —
 Paul Friedhold.

T i t e l.

Ich glaube, es giebt keinen ästhetischen Gegenstand, über den sich so wenig sagen läßt wie über den vorstehenden. Das Wort kommt aus dem Lateinischen, aber von welcher Wurzel, das ist nicht zu bestimmen; offenbar ist's ein Diminutiv oder Verkleinerungswort, welches allemal gebildet wird, um das Liebliche, Reizende, Lockende eines Gegenstandes anzudeuten. Dieses Diminutiv-Wort Titel ist einerlei mit unserm Tüttel; Tüttel oder Tittel aber bedeutet so viel wie Punkt. Diese sprachliche Vergleichung leitet offenbar darauf hin, daß ein Titel nur dann etwas taugt, wenn er so scharf begränzt, so kurz und markirt wie das Wort Titel und Tüttel. Die alten und ersten Titel, die wir in Europa kennen, sind alle kurz, einsilbig, als Dom, Don, Sir, Miss, Herr, Schöff. Die Titel überhaupt sind gar nicht von heute, oder von diesem Jahrhundert, sondern sie sind alt; so alt wie die Welt; sie stammen aus den glorreichsten Zeiten und erinnern an die glorreichsten Thaten. Ich nehme zum Exempel den Titel „Stier von Uri“ oder den biblischen „Ochse von Basan“ — welche Erinnerungen, welcher Ruhm hangt daran! Und doch würde Mancher, der sich heute einen Titel kauft, Anstand nehmen, ob er nicht lieber einen andern wählen sollte, als gerade die genannten.

Wenn es aber wahr ist — und wer kann es läugnen? — daß die Titel aus den famossten Zeiten her sind, so spricht es gar nicht sehr für eine Nation oder für eine Person, wenn sie nichts auf Titel giebt. Es ist mir unbegreiflich daß die Bürger der Hansestädte, und die Skandinavier, und die Nordamerikaner, denen es doch nicht an jugendlichem Feuer, an Kraft und Energie gebricht, so indifferent gegen Titel sind. Freilich werden die letztgenannten Nationen behaupten können, daß die alten Germanen, unsre Ur-Ur-Urahnen, wenn sie 'mal wieder aus ihren Gräbern aufständen, uns gar nicht mehr erkennen würden für Abkömmlinge in gerader Descendenz, weil wir in unsern Titeln stecken, so wie sie selbst in ihre Pelze und Thierselle eingemummt waren. Indeß wir Deutschen haben einmal eine Passion für die Historie, und der Titel, sofern er ein Stück, eine Episode aus dem Leben eines Individuums erzählt, gehört der

Historie an. Wirklich, im Titel oder vielmehr in den fortlaufenden Titeln eines Mannes ist seine ganze Biographie enthalten; man darf eigentlich, sobald man einen neuen bekommt, die alten nicht weglassen; man könnte sie ja, wie einen Kometenschwanz sich anhängen. Militairpersonen brauchen zur Zeit nur einen Titel zu führen; das Avancement derselben ist so strikt, daß der neue Titel den vorhergehenden jedes Mal gleichsam verschlingt.

So wenig nun eigentlich von Seiten des Publikums für das Titelwesen geschehen kann, so möchte ich doch, daß Jeder einsähe, daß der Titel nur dann einen Werth hat, wenn er individuell, nicht aber wenn er generell ist: sobald derselbe das Wesen nicht bezeichnet oder darauf hindeutet, oder es ahnen läßt, ist er nichts. Was will zum Beispiel der Titel sagen: Königlicher Hof-Gewürzkrämer? Individuelles liegt nach meinem Gefühl nicht darin. In dieser Beziehung ist es von komischem Effect, wenn in Wien Jedermann „Sw. Gnaden“ genannt wird; eine Auskunft, eine Stellvertretung für den Titel erscheint als absolut nothwendig. Daß das Geld dem Titel äqual, oder gradezu ein Aequivalent dafür ist, scheint mir löblich zu seyn; jetzt hilft doch Protektion und Fürsprache nicht allein. Der Titel aber ist von Rang und Würde in folgender Art zu unterscheiden: durch den Titel wird ein Rang gewonnen, gesichert; Titel und Rang, beide vereint geben Würde. Weil aber die Würde eigentlich so ein unkörperlicher Heiligenschein ist, der den Würdenträger umfließt, vor ihm hin leuchtet, so muß der Titel durchaus vor dem Namen stehen. Den Namen kann der Hochbetitelte mit dem des gar nicht Betitelten zufällig gemein haben; man verlangt doch, daß der Titel eines Buchs gleich auf der ersten Seite stehe; wie toll, wenn man ihn auf's letzte Blatt setzen wollte: ähnlich mit dem persönlichen Titel. Auch Titeltupfer gehören vorn hin: — wie manches Buch würde wenig oder gar nicht gekauft, wenn es nicht das Titeltupfer hätte von Chodowiecki oder Ramberg. Aeltere Schriften würde ich mir vielleicht bloß aus der Leihbibliothek holen lassen, wenn nicht Ramberg die scharmanten Titeltupfer dazu gegeben hätte. Herr Fürst in Nordhausen giebt den bedeutendsten Räuberromanen wenigstens ein, nämlich ein Titeltupfer. Hat Jemand an einem ganzen Buche auch nichts, so hat er doch ein schönes Titeltupfer, woran er sich amüßren und delectiren kann. Ich kenne viele wahrhaft gebildete Personen, die an ihrer, nicht schwachen Bibliothek eigentlich nichts als die Titel haben. Ein Titel ist doch Viel! Zu wie Vielem läßt er sich gebrauchen. Ich weiß nicht, wer einmal

sagte: Ein Titel ist oftmals ein gnädiger Scherz; auf anderweite Belohnung kann der Betitelt nicht rechnen.

Mir ist's mit meinem Titel ganz eigen ergangen; — wahrscheinlich geht's Vielen so: Als ich den Doctorhut erworben und damit den Doctor-Titel bekommen hatte, als man mich nun „Herr Doctor“ nannte und meinen Namen nicht mehr dahintersetzte, da war mir's immer, als sey mir ein Theil meines Wesens genommen, ein Stück meines Wesens abgeschnitten; im Lauf der Tage bin ich darüber — das lernt sich schon — hinweggekommen.

Emile d'Estrees.

Dante Alighieri's göttliche Comödie.

Unter den vielen deutschen Uebersetzungen dieses klassischen Werkes hält sich keine inniger an ihr Vorbild, ist keine mit tieferer Auffassung geschrieben, und enthält einen reichern Schatz der wichtigsten Anmerkungen und Excurse als die, welche eine hohe fürstliche Hand unter dem Namen Philaethes schrieb, und in der ersten Auflage nur als Geschenk für dessen würdig geachtete Personen theilte. Um so erfreulicher ist es, daß dieses vortreffliche Werk nun in einer zweiten und vermehrten Auflage durch Uebergabe desselben an die Arnoldische Buchhandlung in Dresden und Leipzig allen Kennern und Freunden des großen Meisters zugänglich geworden. Diese neue Auflage ist aber auch in ihrer äußern Erscheinung in typographischer und andrer Hinsicht ein dem deutschen Buchhandel so wahrhaft Ehre machendes Werk, daß wir auch in dieser Beziehung dessen zu gedenken für Pflicht halten. In den Blättern für Literatur und Kunst wird von dazu berechtigter Feder des ehesten darüber selbst eine ausführlichere Anzeige mitgetheilt werden, in diesen Spalten machen wir aber nur im allgemeinen als auf eine höchst interessante Tageserscheinung selbst das größere Publikum darauf aufmerksam.

Lh. Hell.

Nachträgliche Berichtigung.

Das bekannte, durch seine metrischen Fehler klassisch gewordene Distichon, welches eine Persiflage auf Goethe's

und Schiller's (besonders in den Xenien) oft ganz unrichtig gebaute antike Verse enthält und

„In Jena und Weimar macht man Hexameter wie den da,
Über die Pentameter sind noch weit erschrecklicher“

lautet, wurde neulich von mehreren Zeitschriften, wie von der Witthauerschen (Nr. 134 v. J.) und von den „Rosen“ (Nr. 246 v. J. und Literaturblatt Nr. 14 d. J.) ziemlich falsch mitgetheilt, indem man z. B. Jena apostrophirte, obwohl der Autor durch den Hiatus absichtlich einen Fehler mehr erzielen wollte, statt Jena — Gotha setzte u. dergl., allein das Allerunbegreiflichste bei der Sache war mir, daß man dem J. H. Wos dieses Distichon zuschreibt, während es doch von dem in Breslau am 9. Juni 1826 als Gymnasialrector und Professor verstorbenen J. K. F. Manso verfaßt ist, der mit jenen Literaturheroen in grimmen Streit gerathen war. Bekanntlich revanchirten sich die Verspotteten in einer Art und Weise, woraus man ersieht, daß die verbste, schonungsloseste Polemik auch in jenen Zeiten gehandhabt wurde, denn Goethe recensirte Manso's Uebersetzung der Hierusalemme also:

„Dieser asphaltische Sumpf bezeichnet die würdige Stätte,
Wo Jerusalem stand, das einst Torquato besang“

und auf Manso's „Kunst zu lieben“ wurden „von Jena und Weimar“ aus folgende distichalische Bannsprüche geschleudert:

„Was das Entsetzlichste sey von allen entsetzlichen
Schrecken?

Ein Pedant, den es jückt, locker und lose zu seyn.

Auch zum Lieben bedarfst Du der Kunst, o ärmster Gelehrter?

Hat denn Mutter Natur gar nichts für Dich gethan?“

Ob Manso hierauf Etwas entgegnet hat, weiß ich nicht.

Ladislaus Tarnowski.

Beschiedene Bitte.

Was Ihr thut und treibt, behaltet es für Euren Ruhm;
Nur laßt mein Thun und Treiben mir als Eigenthum!

J. F.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Raumburg.

(Beschluß.)

Nachdem dieses Gemälde von Raumburg dem freundlichen Beschauer fast lauter Lichtseiten geboten, so dürfte es nun Zeit seyn, auch die nöthigen Schattenseiten zu be-

rühren. Die freundliche und anhaltende Witterung zu Anfang des Monat Mai erregte in uns die schönsten Hoffnungen zu einer fruchtreichen Wein-, Obst- und Getreidernte; allein nur zu bald sollten sie wieder vernichtet werden; denn unaufhörliche Regengüsse stürzten Tag vor Tag vom Himmel herab und überschwemmten Felder, Wiesen und Berge, beschädigten Häuser und Brücken und richteten überhaupt großen Schaden an. Dadurch hat sich die Noth

der ärmern und mittlern Klassen, bei den ohnedies sehr hohen Getreidepreisen, und verhältnißmäßig geringem Verdienste, bedeutend gesteigert, was zur Folge hat, daß immer mehr Familien, um sich vor gänzlicher Verarmung zu sichern, ihr Vaterland verlassen und fernem unbekanntem Ländern zueilen, oder einzelne Individuen mit eigener Hand ihr jämmerliches Daseyn enden, wie wir in jüngster Zeit zu sehen mehrfach Gelegenheit hatten. Durch das löbliche Unternehmen des Herrn Schwarzbach, welcher mit Mühe und großem Kostenaufwand hierorts eine Braunkohlenstreicherei angelegt hat, ist zwar dem drückenden Arbeitsmangel der niedern Klassen einige Abhülfe geschehen, allein obgleich dabei eine Anzahl armer Menschen Beschäftigung finden, so hebt dieß doch nicht die Noth und den Nahrungsmangel im Allgemeinen. Vielmehr ist der Grund dieses fühlbaren Uebels im Stocken von Handel und Wandel und in dem gänzlichen Verfall unserer Massen zu suchen, die in den frühern Jahren ungeheure Summen in Umlauf brachten, und ihren Einfluß bis auf die untersten Klassen übten. Bei den großen Bedrängnissen darf es daher wohl nicht Wunder nehmen, wenn eine Erscheinung, wie die am 31. Mai, wo dichte Schwärme beflügelter Insecten vom Süden her über die Stadt flogen, für Heuschrecken gehalten und durch abergläubige Bemerkungen Angst und Schrecken unter den Bewohnern verbreitet wurden. Glücklicherweise waren es aber nicht Heuschrecken, sondern sogenannte Negflügler oder Neuropteren, die sich am Ufer der Gewässer aufzuhalten pflegen und daher auch häufig Wasserjungfern genannt werden. Vermuthlich zogen diese Thiere, vom Anschwellen des Wassers verschreckt, eine andere Zufluchtsstätte suchend, den Ufern der Saale zu. Eine Erscheinung, der sich die ältesten Leute hier nicht zu erinnern wissen. Dagegen boten die Straßen von Raumburg am Abend des 7. Juni einen heiterern Anblick dar. Es hatte sich nämlich die sichere Kunde verbreitet, daß nach 14tägiger Uebung des hiesigen Landwehrbataillons Sr. K. Hoheit Prinz Karl von Preußen hier ankommen und das Militär in höchstzweckmäßiger Person inspiciert werde. Deshalb beschloß die neuorganisirte Bürgerschützengesellschaft dem geliebten Königssohne zu Ehren einen solennen Fackelzug zu veranstalten. Die Ankunft Sr. K. Hoheit war Abends 9 Uhr bestimmt. Allein um 8 Uhr schon strömte eine Menschenmenge dem Schützenhause zu, von wo aus der Zug beginnen sollte. Es dauerte lange, ehe der Ersehnte kam, denn es war bald Mitternacht. Da endlich verkündeten Signale die Ankunft des hohen Gastes. Im Nu wurden die Fackeln angezündet und das Musikcorps an der Spitze begab sich der Zug langsamen Schrittes durch die Straßen der Stadt, nach dem Gasthof „zum Preussischen Hof“, wo Sr. K. Hoheit eben erst abgestiegen waren. Hier angekommen formirten die Fackelträger einen Kreis und hundertfach tönte das Hurrahgeschrei durch die Stille der Nacht. Am andern Morgen hielt Sr. K. Hoheit über das Landwehrbataillon Revue, der auch die Bürgerschützen völlig uniformirt beiwohnten, um dem Andrang des Volkes zu wehren. Sr. K. Hoheit dankte freundlich für die huldvollen Beweise der Liebe und gab durch lobende Aeußerungen Sein Wohlgefallen den neuen Bürgerschützen zu erkennen.

J. Schrader.

Breslau, am 18. Juni 1839.

Theater. — Ballet. — Dr. J. Schön. — Literarisches. —

Madame Desfoir, einst die Perle und Zierde unserer Bühne, hat durch ihren neuesten Besuch die hiesigen Kunstfreunde entzückt und namentlich diejenigen Leute radical bekehrt, die früher, als diese Künstlerin uns angehörte, sie

für eine ganz gewöhnliche Erscheinung hielten. Den größten Triumph feierte sie als „Grisebdis.“ Sie war in dieser Rolle, die sie mit einer Art elegischer Weichheit aufsaßte, ganz das liebeathmende Weib, welches außer dem Herzen gar keinen Richter anerkennt, die Liebe zum Motiv aller ihrer Handlungen macht und in dieser Liebe auch endlich die Kraft findet, zu entsagen. Auch in die „Lebensmüden“ von Raupach, worin sie die Lautersbach spielte, brachte sie ein eigenthümliches Leben. — Mad. Fischer-Achten von Braunschweig trat hier bis jetzt auf als Alice in „Robert der Teufel“, als Julia in „Montecchi und Capuletti“, als Norma und als Elvira in der „Stummen von Portici.“ Sie ist eine brillante Sängerin mit starker, voller Glockenstimme. Sie hat jeden Ton, den sie anschlägt, in ihrer Gewalt; ihr Spiel ist besonnen und angemessen, in den leidenschaftlichen Scenen von ergreifender Wirkung; ihre Persönlichkeit fällt angenehm ins Auge. Wir haben lange nicht eine Künstlerin gesehen und gehört, bei welcher die Requisiten der Kunst, sowohl die natürlichen, als die durch Studium erworbenen, in solcher Harmonie stehen. Neben der geehrten Gæstin Elvira gastirte Herr Wurda aus Hamburg als Masaniello, wodurch denn diese Aufführung der „Stummen“ ein wahres Ereigniß für unsere Bühne ward. Wurda ist ein Tenor-Thalberg, ein Sänger von kolossalen Mitteln, der seine Gestalten plastisch und drastisch, saft- und kraftreich ins Leben treten läßt. — Gestern ging „Wallenstein's Tod“ über die Bretter, mit neuer Besetzung in den Hauptpartien, denn Mad. Geißler gab die Terzky, Herr Schramm den Buttler und Herr Schöpe aus Hannover in erster Gastrolle den Wallenstein. Der letztgenannte Gast sprach allgemein an und der Wunsch ward laut, daß durch Herrn Schöpe das hier zur Zeit unbesezte Fach des ersten Helden ausgefüllt werden könne. Einige, denen der Kott'sche „Wallenstein“ vorschwebte, meinten wohl, der werthe Gast habe hier und da nicht consequent genug aufgefaßt, und seinen Helden bald zu weich, bald zu schroff gehalten, aber dieß Urtheil unterschreibt Referent nur dann, wenn man ihm einräumt, daß auch dem Dichter bei der Darstellung seines Helden mehrere Unsicherheiten begegnet sind, namentlich in den Scenen, wo der Verstand des Kriegesfürsten mit seiner astrologischen Träumerei, sein Muth mit der Unentschlossenheit, den großen Schritt zu wagen, in Conflict geräth. Besonders am Schluß hat der Dichter seinen Helden allzu sentimental gehalten. Wallenstein wird von Zeitgenossen, die ihn beobachtet haben, anders geschildert. Sein letztes Wort, was ihm Schiller in den Mund legt: „ich denke einen langen Schlaf zu thun ic.“ hat uns stets unangenehm berührt; es stört die ganze Illusion. Warum soll Wallenstein, der im Ganzen wenig schlief und besonders zur Nachtzeit sich tiefen Contemplationen hingab, warum soll er gerade beim Beginn dieser Nacht Neigung zum Langschläfer verrathen. Weder das Publikum, noch der Held darf nach meiner Ansicht aus diesen Worten die Katastrophe errathen, das erstere nicht, weil etwas Nachfolgendes, das schauerlich überraschend wirken soll, anticipirt wird, der letztere nicht, weil er, wenn er nur die leiseste Ahnung vom Verrath gehabt hätte, gewiß an gar keinen Schlaf gedacht haben würde. Weit natürlicher, wenn auch vielleicht weniger poetisch müßte es seyn, wenn Wallenstein versicherte: er würde nur ganz kurze Zeit schlafen und wolle bald erweckt seyn, denn wenn Jemand in mislicher Lage Wachsamkeit nöthig hatte, so war es doch gewiß bei ihm der Fall. Shakespeare läßt seinen Cæsar in den letzten Minuten vor der Mordscene nicht weich und schwärmerisch, sondern kräftig und in troziger Sicherheit reden, und dann erst sehen wir dieses reiche Leben unter den Dolchen der antiken Sansculottes untergehen. —

(Fortsetzung folgt.)